

Zeitschrift:	Schweizer Schule
Herausgeber:	Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band:	50 (1963)
Heft:	9
Artikel:	Pädagogik aus Amerika? : Können wir von Amerika etwas lernen?
Autor:	Räber, Ludwig
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-532372

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Wissen vermittelt wird. Statt dessen werde soziologischer Firlefanz getrieben, würden unzählige kindische Tests abgehalten und immer wieder «Schulwahlen» veranstaltet. Der Erfolg dieser Spielereien sei, daß die amerikanischen Schüler zwar sehr selbstbewußt seien, aber kaum lesen und schreiben könnten.

Nun, ganz so schlimm ist es natürlich nicht, doch ein Körnchen Wahrheit steckt in diesen Behauptungen. Das geht allein schon aus einem als ungeheuer revolutionär bezeichneten Schulexperiment hervor, das zur Zeit in einer Washingtoner Elementarschule vonstatten geht. In der dortigen Amidonschule werden nach den Worten ihres Leiters «den Schülern vor allem das Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht». Außerdem müssen die Schüler während der Unterrichtsstunden Disziplin halten. Europäern erscheint eine derartige Zielsetzung einer Schule als normal, in den Vereinigten Staaten wird sie als ungeheuer revolutionär betrachtet, was allein schon zeigt, wie groß die Kluft zwischen dem europäischen und dem amerikanischen Schulwesen ist.

Während nun auf der einen Seite die amerikanischen Eltern und Erzieher über diese «Bildungsschule» diskutieren, werden auf der anderen Seite Versuche unternommen, die amerikanischen Schulen in einen Roboterbetrieb umzuwandeln. So wurden in den letzten Monaten sogenannte «Lernmaschinen» installiert. Diese Maschinen haben das Aussehen eines Fernsehapparates und werden nicht vom Lehrer gesteuert, sondern vom Schüler. Sie haben Fragen und Antworten auf Magnetbändern gespeichert, die sie auf einen Bildschirm projizieren. Drückt der Schüler eine falsche Antworttaste, erscheint auf dem Bildschirm ein berichtigter Text. Bei richtiger Antwort kommt sofort die nächste Frage.

Man geht aber in der Automation des Unterrichts, die den jungen Menschen zu einem seelenlosen Roboter macht, noch einen Schritt weiter und setzt die Schüler in kleine Zellen, wo sie mit Kopfhörern und Tonbandgerät bewaffnet eine Fremdsprache lernen sollen. Durch Mikrophon ist jede Zelle mit dem Katheder verbunden, das aussieht wie der Schaltisch einer unterirdischen Raketenbasis. Von hier aus kann sich die Lehrkraft in jede Zelle einschalten.*

Also auch im Bildungswesen bleibt Amerika ein

Land der Gegensätze! Auf der einen Seite experimentiert man mit einer Schule europäischer Art, auf der andern Seite wird der Versuch gemacht, sie mit Hilfe von «Lernmaschinen» zu automatisieren.

Präsident Kennedy scheint allerdings entschlossen zu sein – und er wird hierin von Millionen Eltern unterstützt –, auf den berühmten Rockefellerbericht von 1958 zurückzugreifen, in dem ausdrücklich gefordert wurde, daß die amerikanischen Schulen endlich «Bildung und Wissen» vermitteln müßten, was sie bisher in nur bescheidenem Maße getan haben. Die technischen Erfolge der Russen haben nämlich Amerika gezeigt, daß ein großes Land ohne systematische Elitebildung nicht auskommen kann. Es gibt in jedem Volk nur etwa 5 Prozent Hochbegabte, etwa 15 Prozent Gutbegabte und 30 Prozent Mittelbegabte. Der Rest ist blasser Durchschnitt und für größere Aufgaben nicht zu gebrauchen. Daran wird natürlich auch ein neues Schulsystem nichts ändern. Aber es dürfte wichtig sein, die Hochbegabten und Gutbegabten für die großen Aufgaben eines Volkes in Technik, Wirtschaft und Politik zu schulen.

Pädagogik aus Amerika?

Können wir von Amerika etwas lernen?

Dr. P. Ludwig Räber OSB,
Rektor der Stiftsschule Einsiedeln

I. Einige Vorbemerkungen

Es scheint mir notwendig, meine Ausführungen durch einige Vorbemerkungen einzuleiten. Die vorliegende Skizze stellt die Überarbeitung zweier Vorträge dar, gehalten am 22. März 1962 an einer Erzieherkonferenz in Luzern und am 24. November im Kreis der 16. Präsidentenkonferenz der katholischen Erziehungsinstitutionen der Schweiz. Mehrere amerikanische Pädagogen haben meine Ausführungen überprüft und ihnen im

* Vgl. jedoch H. Frank, Lehrmaschinen in kybernetischer und pädagogischer Sicht. Klett-Verlag 1963. Rezension wird folgen. (Schriftl.)



Der Verfasser blickt vom Mt. Magazine über die Wälder von Arkansas.

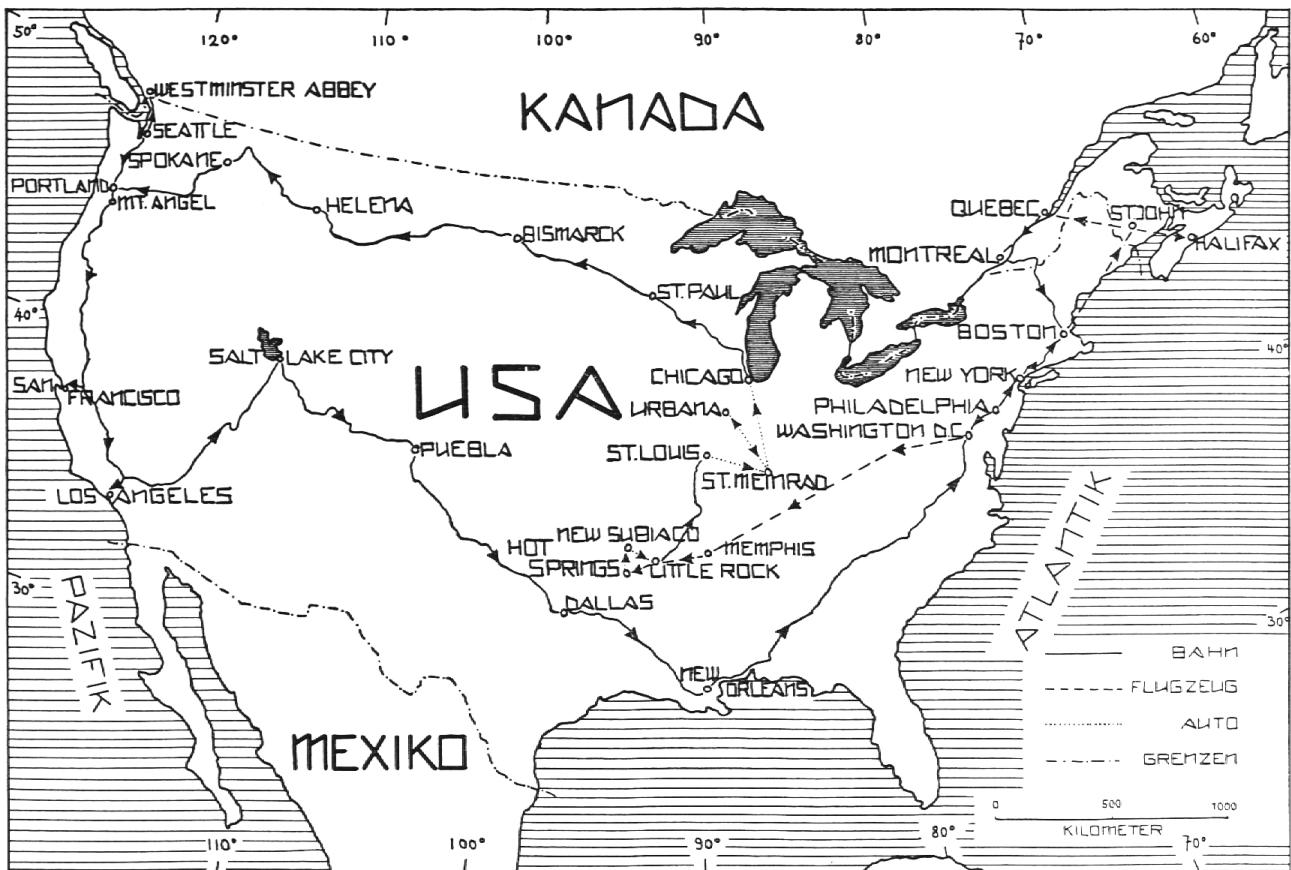
Wesentlichen ihre Zustimmung gegeben. Insbesondere dankt der Verfasser Prof. U. Bronfenbrenner von der Cornell University für seine ergänzenden und kritischen Bemerkungen, die im Aufsatz an gegebener Stelle Erwähnung finden. – Der Verfasser ist sich der Unvollständigkeit und Vorläufigkeit seiner Ausführungen voll bewußt. Anderseits ist es fraglich, ob einem weiteren Publikum, das doch nicht zum Lesen ganzer Bücher kommt, mit weitschichtigen Abhandlungen besser gedient ist. Ferner ist Amerika ein so ungeheuer großer und vielgestaltiger geistiger Komplex und zudem ein Land, dessen Struktur sich heute so rasend schnell verändert, daß wohl alle Ausführungen über «Amerika» immer nur einen «vorläufigen» Wert haben. Immerhin liegt mir sehr daran, meine Leser vor der Überbewertung meiner Ausführungen zu warnen. Man muß Amerika selber gesehen haben, um zu ahnen, wie schwer es ist, über dieses Volk und Land heute wirklich richtig zu urteilen. – Mein eigenes «Sehen» von USA und Kanada beschränkt sich auf eine viermonatige Studienreise vom 13. Juli bis 18. November 1961. Hinfahrt und Heimweg mit Schiff inbegriffen, dauerte meine Informationsreise vom 5. Juli bis 28. November.

Das Ziel meiner Studienreise war eine möglichst umfassende Erkundung über die amerikanische Erziehung von heute, und dies als Teilgebiet und Funktion der geistigen Situation der USA über-

haupt. – Was mich zu dieser Informationsreise veranlaßte und mir als erstrebenswertes Ziel seit manchem Jahr vor Augen stand, war die Auffassung, daß die «Amerikanisierung» Europas ein unabwendbares Ereignis der nächsten Zukunft ist, wenigstens auf dem technischen und zivilisatorischen, wenn auch nicht unbedingt kulturellen Sektor, und daß wir deshalb in Europa auf dieses Ereignis geistig irgendwie vorbereitet werden sollten. Wir müssen wissen und gesehen haben, was dort drüben geschieht, um aus den dort gemachten Fehlern zu lernen und vom Positiven für uns etwas zu gewinnen.

Zur Verwirklichung dieses Studienziels, zu dessen Durchführung mich verschiedene kirchliche und staatliche Instanzen nachhaltig ermunterten, schien es mir richtiger, mich nicht auf das intensive Studium einiger weniger Schulen zu beschränken, sondern durch eine große Rundreise kreuz und quer durch Amerika einen möglichst umfassenden Einblick in die Vielgestaltigkeit der Verhältnisse zu gewinnen. Die Ausbeute wird dadurch zwar weniger intensiv sein, aber sie ist umfassender und damit meines Erachtens richtiger. Denn wir vergessen von Europa aus, und schon gar von der Schweiz aus, zu leicht, mit welch ungeheuren Dimensionen jeder Art wir es dort zu tun haben. Man vergegenwärtige sich zum Beispiel folgende Distanzen: Der Luftweg New York–Chicago entspricht ziemlich genau der Distanz Zürich–Warschau, New York–New Orleans entspricht der Luftlinie Zürich–Smyrna, und New York–San Francisco entspricht der Luftlinie Zürich–Tobolsk, weit hinter dem Ural. – Ferner sind die USA heute ein Land von 188 Millionen Einwohnern; die Union gliedert sich in 50 Bundesstaaten, deren nationales, kulturelles und religiöses Eigenleben unbedingt mit der Differenziertheit der schweizerischen Kantone verglichen werden kann. Die Staaten Neuenglands zum Beispiel sind vom bäuerlichen und unterentwickelten Arkansas so verschieden wie Appenzell Innerrhoden oder Muotathal von Genf und Neuenburg.

Meine Reiseroute, deren definitive Festlegung erst in den USA möglich wurde, führte mich also rund um die USA und zweimal auch auf kanadischen Boden, zusammen eine Strecke von zirka 18000 km. Den größten Teil der Reise habe ich im Zug zurückgelegt, was bedingt war durch die schweren Koffer und die für Kleriker um 50% reduzierten Bahntarife, einige Strecken wurden geflogen und verschiedenes



Die Reiseroute des Verfassers (Kartenskizze von P. Konrad Kälin)

auch mit dem Bus bewältigt. – Entsprechend meinem Reiseprogramm ging es mir nicht nur darum, möglichst viele Schulen zu sehen und zu photographieren, sondern das Land als Ganzes kulturell, landschaftlich, geistig zu erleben, und dies vor allem auch durch viele persönliche Kontakte jeder Art. Es sei hier ganz am Rand vermerkt, daß man ohne Englisch in den USA wirklich ein armselig verlorenes Geschöpf ist, das sich nur schwer zu helfen weiß, weil praktisch niemand eine fremde Sprache versteht oder auch spricht. Ohne diese sprachlichen Voraussetzungen wird sich jeder Besucher um einen großen Teil der Gewinnchancen selber berauben. – Für meinen Teil spreche ich beiße nicht perfekt Englisch. Aber es reichte wenigstens für die Unterhaltung und zirka 28 Vorträge über Schweizer Schulen und schweizerische Verhältnisse, und damit fand ich Eingang in viele Kreise, die mir sonst bestimmt verschlossen gewesen wären.

Es ist mir eine liebe Pflicht der Dankbarkeit, auch an dieser Stelle zu erwähnen, in welch großzügiger und erfolgreicher Weise ich in meinem Bemühen um Planung und Ausführung der Reise gefördert wurde von unseren schweizerischen Behörden, vor-

ab dem Politischen Departement in Bern und auf seine Weisungen hin von unserer Botschaft in Washington und allen unseren Konsularvertretungen in den USA. Es wurde mir hier in schönster Weise bewußt, daß unsere Diplomaten für ihre Landsleute wirklich etwas tun. – Ebensoehr habe ich aber auch Grund, die generöse Gastfreundschaft zahlreicher religiöser Häuser zu erwähnen, seien es nun die SJ, die SVD oder last not least die OSB.

Und noch eine Bemerkung, die bestimmt nicht nur für diesen Aufsatz gilt: Im Urteil über die Verhältnisse in den USA sollte man sich wohl meistens großer Zurückhaltung befleißigen. Denn die Dimensionen sind so immens und die Probleme je nach Ort so vielgestaltig, daß jede verallgemeinernde Aussage stets mit Vorsicht aufzunehmen ist. Ich würde es zum Beispiel nie wagen, auf Grund eines relativ so kurzen Besuches ein Buch zu schreiben. Das einzige, was mir möglich scheint, ist die Veröffentlichung von Tagebuchnotizen¹, die stets von Fall

¹ Seit Herbst 1961 veröffentlichte der Verfasser bereits in mehreren Folgen sein «Amerikanisches Tagebuch» in den «St. Meinrads Raben», Zeitschrift der Stiftsschule Einsiedeln, 50. Jahrgang ff.

zu Fall von ganz konkreten Dingen sprechen. Man sehe darum auch in diesen Äußerungen nur Tagebuchnotizen, von denen ich anderseits wirklich sagen darf, daß sie des fundamentum in re nicht entbehren².

Und nun zum Thema!

II. Amerikaner kritisieren Amerika

Schon heute scheint eines sicher zu sein: *Das Jahr 1957* – genauer gesagt, der 4. Oktober 1957, der Tag des erfolgreichen Abschusses des Sputnik – bedeutet in der Geschichte der amerikanischen Pädagogik einen Wendepunkt. Denn die plötzliche Erkenntnis, daß die bis heute in der Welt führende amerikanische Technik von den Russen, und dies vor den Augen der ganzen Welt, in beschämender und ganz überraschender Weise überrundet worden war, bedeutete für weite Kreise der USA eine Götterdämmerung. So unbegreiflich es schien, man war also überrundet, allen Beteuerungen der amerikanischen Überlegenheit zum Trotz. Und damit fiel das Stichwort: Warum? Amerika ging in seinen führenden Köpfen in sich und wollte die Ursache dieses Versagens kennen. Lag sie bei den Politikern, oder lag sie tiefer?

Auch die Schule ging in sich und zögerte nicht, mit bitterer und beschämender Selbstkritik an die Öffentlichkeit zu treten. Aus der Flut dieser kritischen Studien greifen wir zwei heraus, die durch ihr Niveau und das Format ihrer Verfasser besondere Beachtung verdienen.

Die eine Studie ist der berühmte *Conant-Report*. Ihr Verfasser ist der bekannte James Bryant Conant, 1933–53 Präsident der Harvard University, später Hoher Kommissar und erster Botschafter der USA in Bonn. Conant kehrte 1957 nach den USA zurück und begann dann mit 4 Mitarbeitern das amerikanische High school-System kritisch zu beleuchten. Er untersuchte das Lehrprogramm und die Arbeitsmethoden von 103 High schools, die sich über 26 Bundesstaaten verteilen. Daß Conant die High school kritisch beleuchtete, und nicht die Universität, hat seine guten Gründe. Denn die High school ist der geistige Schmelztiegel der amerikanischen Jugend. Durch sie geht jeder Boy und jedes Girl

² Diese Einleitung entnahm ich zum Teil einem anderen Aufsatz: «Positive Aspekte des amerikanischen Schul- und Internatswesens», in: 123. Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln für das Studienjahr 1961/62, S. 91–104.

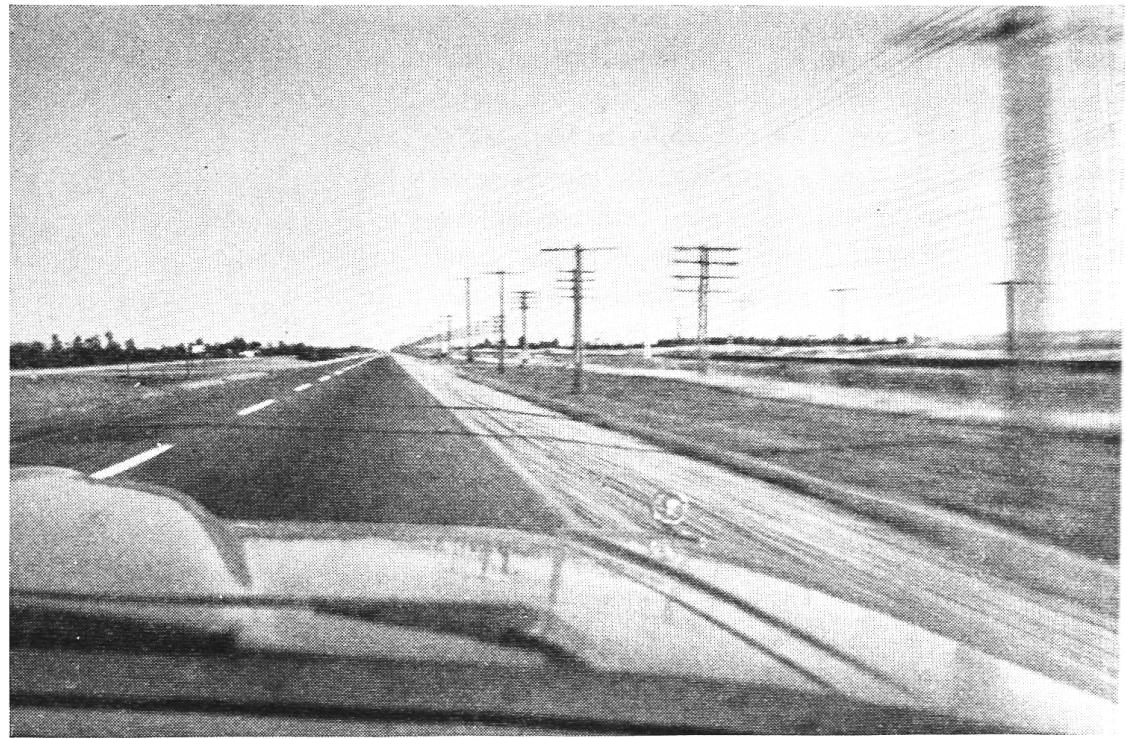
zwischen 14 und 18 Jahren hindurch, zirka 65% aller Jungen bleiben auf ihr bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Und wenn die amerikanische Schule versagt haben sollte, dann bestimmt vor allem auf dieser Stufe, der es bis heute nicht gelang, die Forderungen der demokratischen Gleichheit einerseits und die Forderungen nach Bildung einer geistigen Elite andererseits in befriedigender Weise zu verbinden. – Daß sich aber die Untersuchung auf 26 Bundesstaaten erstreckte, hat seinen Grund darin, daß Amerika, wie die Schweiz, ein föderatives Staatsgebilde ist, mit weitgehendster Schulautonomie, und zwar nicht nur der einzelnen Bundesstaaten, sondern sogar der Schuldistrikte, deren es 50 000 in den USA gibt. Es herrscht also in den USA, wie bei uns, ein ‹entzückendes Chaos›, um einen amerikanischen Autor zu zitieren.

Zu welchen Ergebnissen gelangte nun Conant? Ich zitiere einige Sätze aus seinem ‹Ersten Bericht für interessierte Bürger›: ‹The American High school today› (New York 1959): Conant schreibt (zitiert bei Ludochowski, Pädagogik, S. 61): «Der akademisch-talentierte Student ist in der Regel nicht genügend herausgefordert, arbeitet nicht ernsthaft genug, und sein Programm akademischer Lehrfächer hat keinen genügenden Rang. Die fähigen Jungen spezialisieren sich zu oft in Mathematik und Naturwissenschaften, unter Ausschluß der Fremdsprachen und Vernachlässigung des Englisch und der sozialen Studien.»

Mit dieser generellen Kritik ist alles vorweggenommen, was andere in mehr detaillierter und auch noch schärferer Form gesagt haben. Nämlich: Die High school arbeitet zu wenig, sie vermittelt zu wenige positive Kenntnisse und sie formt zu wenig den jugendlichen Geist für eine wirklich anspruchsvolle Lebensleistung. – Ein früherer Mitarbeiter Conants, Prof. Heinrich Gottlob Robert Ulich von der Harvard University, gelangte im Rahmen einer Untersuchung aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges zu ganz ähnlichen Formulierungen: «Wir haben aber Erziehung einseitig mit der Idee von Satisfaktion gekoppelt, die unter dem Namen ‹Self-Development› geht. Lehrer und Eltern sind so besorgt geworden, ‹Frustration› und ‹Inferioritätskomplexe› zu erzeugen, daß sie, statt die Jugend fürs Leben vorzubereiten, es den jungen Leuten schwer gemacht haben, zu leben³.»

³ H. Ludochowski: Pädagogik aus Amerika? Herder, Freiburg 1961, S. 63.

Längs des Northern Pacific, im «Land der 10 000 Seen» – Minnesota,



Conants Vorschlag der Reform der High school verlangt deshalb eine größere Differenzierung der Schulprogramme, für hohe, mittlere und schwache Begabung. Ferner die Einführung eines obligatorischen Minimalprogrammes an Mathematik und Sprachen für alle. Denn selbst die Mathematik ist an vielen High schools Wahlfach, genau so wie die Sprachen⁴.

Viel schärfer noch ist die Kritik von *Vizeadmiral H. G. Rickover*, des berühmten Erfinders des Atomunterseebootes «Nautilus», und heute des Schöpfers der amerikanischen Atom-Marine, so des größten Schlachtschiffes der Welt, der «Enterprise», die im Herbst 1961 von Stapel lief. Rickover ist also pädagogischer Outsider, dazu noch polnischer Jude, Sohn eines armen Schneiders und in seiner Persönlichkeit von kantiger Originalität. Alles Eigenschaften, die ihn in Erzieherkreisen wenig beliebt gemacht haben⁵. Seine eigenen schmerzlichen Er-

⁴ Diesen Reformvorschlägen haben mittlerweile schon viele Schulen durch die wirkliche Reform ihrer bisherigen Lehrprogramme entsprochen. Gerne weisen einzelne Pädagogen auch darauf hin, daß dies alles «auch ohne Sputnik gekommen wäre», da die besagten Reformansätze angeblich schon weit früher begannen. – Überlassen wir diesen Prioritätsstreit den Amerikanern!

⁵ Das hier in wenigen Strichen gezeichnete «Profil» bedeutet in den Augen des Verfassers natürlich in keiner Weise eine Kritik. Er empfindet im Gegenteil für Admiral Rickover, der in ganz ausgesprochener Weise ein Selfmademan ist, tiefe Bewunderung. Hohe Intelligenz, unermüdlicher Arbeitswille (der Schüler Rickover verdiente sich zwischen dem 14. und 18.

fahrungen mit der komplizierten und für wirkliche Probleme oft unzugänglichen amerikanischen Verwaltung haben aber auch ihn dazu geführt, nach den inneren Ursachen dieser verfehlten Haltung zu suchen. Er fand sie in der amerikanischen Schule. Von hier die Idee zu seinem kritischen Buch: «Swiss schools and ours. Why theirs are better» (New York 1962). Obwohl Rickover die Schweiz nie bereiste, verschaffte er sich über unser Erziehungssystem ganz ausgezeichnete Informationen, zum Teil durch seine Frau, welche schweizerische Schulen besuchte, zum Teil durch Vermittlung unserer Botschaft in Washington, insbesondere durch Sozialrat Dr. Lukas F. Burckhardt und eine Reihe tüchtiger schweizerischer Gymnasiallehrer. Rickover wählt zum kritischen Vergleich gerade die Schweiz, weil sie gleich Amerika eine wirkliche Demokratie ist und es dennoch verstanden hat, auf demokratischer Basis ein qualitativ hochstehendes Schulwesen aufzubauen. Die überragende Qualität der schweizerischen Schulen, wobei Rickover vor allem an das Pendant der amerikanischen High

Lebensjahr sein Studium mit wöchentlich 65 Arbeitsstunden auf einem Telegraphenbureau!) und eine unbestechliche Wahrheitsliebe, verbunden mit scharfer Menschenkenntnis und einer breiten Kultur (Rickover liest bei einer Testfahrt des «Triton» das Tagebuch von Papst Pius II., Enea Silvio Piccolomini!), machen ihn zu einer ganz seltenen Erscheinung in der amerikanischen Welt. Natürlich posiert er nicht mit der üblichen «keep smiling»-Fassade und ist darum auch nicht der Freund des breiten Publikums.

school, die schweizerischen Gymnasien⁶ denkt, belebt Rickover unter anderem mit dem Hinweis, daß die Schweiz zwischen 1901–58 zehnmal mehr Nobelpreisträger stellte als die USA (im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung), nämlich 16, davon 9 in Physik, Chemie und Medizin. Oder das andere Faktum: 1948 veröffentlichte die Schweiz 4700 Buchtitel, die USA dagegen im gleichen Jahr nur 10 000, das heißt 35 mal weniger. – Wenn nun Rickover nach den Gründen für dieses offenkundige amerikanische Versagen sucht, dann nennt er in seiner Kritik unter anderem folgende Punkte:

Es fehlt vor allem der einheitliche *Lehrplan*⁷. Und dies ist eine Folge der extrem starken Dezentralisation des amerikanischen Erziehungswesens. Von hier das Fehlen eines nationalen *Bildungsstandards*, wie ihn das schweizerische Maturareglement in geradezu vorbildlicher Weise (wenigstens nach Rickover) verwirklicht. Dann fehlt es der amerikanischen Schule an *führenden Schulumännern*. Ihre Schulen werden gewöhnlich nicht von Rektoren geleitet, die aus dem Schuldienst herausgewachsen sind und meistens auch als aktive Lehrer in ihm verankert bleiben, sondern sie sind das Verwaltungsobjekt von «administrators», die oft keinen Deut vom Schulgeben verstehen⁸.

Ferner ist die amerikanische Schule zu sehr der Psychologie hörig: Man diskutiert endlos über die

⁶ Dieser Vergleich ist einer jener Punkte, der von den Gegnern Rickovers mit einer gewissen Berechtigung angegriffen wird: Die amerikanische High school *will* gar kein Elite-Gymnasium sein, sondern eine allen zugängliche «Volksschule». Mit Recht weisen auch die begeisterten Anwälte der High school darauf hin, daß gerade an *dieser* Schule die heterogene amerikanische Jugend zum uniformen Amalgam des «Amerikaners» umgeschmolzen wird. Auch Rickover bestreitet zwar nicht dieses historische Verdienst der High school. Aber er weist darauf hin – und hierin hat er wohl seinerseits wieder Recht –, daß die Phase der breiten Einwanderung heute abgeschlossen ist, und daß die amerikanische Schule jetzt ganz andere Aufgaben ins Auge fassen muß. Und dies vor allem steht außer jedem Zweifel: Was immer der Wert der High school sein mag, sie ist kein Gymnasium, und eben *dies* fehlt der Elite der Gutbegabten. Der junge Amerikaner lernt erst im College (mit 19–22 Jahren), was im europäischen Gymnasium an Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaft mit 16–20 Jahren gelernt wird.

⁷ H. G. Rickover: Swiss schools, p. 5.

⁸ Solche «administrators» gibt es natürlich auch in helvetischen Landen! Wie oft entscheiden kantonale Parlamente und kommunale Schulkommissionen über Probleme, für die ihnen die gründliche Sachkenntnis fehlt; oder schulische Probleme werden nach politischen und nicht sachlichen Rezepten gelöst.

Lehrmethoden, statt daß man wirklich etwas lehrt und lernt!

Wenn Amerika der europäischen höheren Schule vorwirft, sie opfere die Dummen den Gescheiten, so wirft Rickover umgekehrt den Amerikanern vor, sie opferen in der Schule die Gescheiten den Dummen und der tragen Masse der Mittelmäßigen. Denn in Amerika ist nichts so suspekt wie der geistig führende Kopf. Man betreibt in Amerika den «cult of the common man», «we dislike greatness per se». Und doch, so meint Rickover, und es ist wohl weitgehend richtig, aller Fortschritt kommt von Menschen mit überragender Geistigkeit: «All progress comes through individual creativity by men of superior intellect» (Rede Rickovers am 15. Nobel-Dinner im Waldorf-Astoria in New York, 8. Januar 1961). Es geht im letzten bei Rickover um die «Züchtung» dieses «superior intellect». Ob sich das machen läßt, ist freilich eine andere Frage. Und man kann auch die Frage stellen, ob der Intellekt die letzte Kraftquelle des Menschen ist, sowohl für die Geistigkeit wie für die moralische Größe und Heiligkeit. Auch Rickover glaubt, das letzte Geheimnis eines Menschen liege in seinem «character», aber er schätzt doch vor allem den «intellect». «One has never too much intellect», sagte mir Rickover bissig und apodiktisch, als ich seinem Lob der französischen Schule, die er noch über die schweizerische stellt, mit der Bemerkung entgegentrat: «Wir halten in der Schweiz die französische Mittelschule für zu intellektualistisch.» Rickover wirft der amerikanischen Schule nicht vor, sie habe zu wenig Geld; denn sie hat es auch nicht, wohl aber mit Hutchins, daß man Milliarden in die Schule hineinwirft, ohne zu kontrollieren, was dort mit diesem Geld geschieht. In der Schule sollte man lernen, nicht spielen. «Schools are instructional institutions, not country clubs» (Rickover, S. 30). – Die Schweizer Schule dagegen, so meint Rickover, verliert nicht ihre Zeit und Kraft mit einem fruchtbaren Papierkrieg, «paperwork» (S. 30). Ihre Lehrer sind gebildet, man hat ein Ziel, ein Lehrziel und nicht nur das fade «life adjustment» (S. 31). Die Schweiz wußte zwei Klippen zu umfahren: 1. Sie hat einen *Bildungsstandard*, trotz ihrer föderalistischen Dezentralisation, und ihre Schule blieb *demokratisch*, obwohl sie nicht allen Schülern das gleiche bietet. Der Schweiz gelang also die schwere Gleichung von Qualität und Quantität: «academic and mass education are well integrated» (S. 56).

Diese knappe Charakterisierung der These Rick-



Admiral H. G. Rickover im Foyer des Lyceums von Einsiedeln, im Gespräch mit Thierry de Preux, Stipendiat des AFS.

overs muß für diesen Aufsatz genügen. Wer sich mit seinem interessanten Buch genauer auseinander setzen will, lese die Artikelfolge der Neuen Zürcher Zeitung, wo sich Dr. M. Simmen sehr eingehend mit Rickovers Gedankengängen befaßt hat (1963, Nrn. 2241, 2291, 2308).

Nicht unerwähnt aber bleibe *Rickovers Schweizerreise von Ende Mai 1963*, als Guest des «American-Swiss scientific exchange» und der Pro Helvetia. Was Rickover vor dieser Reise fehlte, die Kenntnis unseres Landes durch Augenschein, wurde nun wenigstens in Kürze nachgeholt. Sein Weg führte über Genf (Informationszentrum) – Bern (Empfang im Bundeshaus) – Thun (pädagogische Rekruttenprüfung) – Basel (MG) – Zürich (Gewerbeschule) – Bollingen SG (Einheitsschule) – Einsiedeln (Stiftsschule) – Schwyz (Bundesbriefarchiv) und Rütli – Luzern – Zürich. Nach Abschluß seiner Reise äußerte sich Admiral Rickover dahin, daß seine zahlreichen Beobachtungen seine bisherigen Auffassungen von der Schweiz durchgehend bestätigten. Was ihm bei uns unter anderem besonders auffiel, das waren der hohe Bildungsstand und das fachlich-berufliche Können aller Menschen, mit denen er in Berührung kam. Ein Beispiel: Die vortreffliche Küche im Gasthaus «Luegeten» ob Pfäffikon sz und der zuvorkommende Empfang im Hotel «Pfauen» in Einsiedeln veranlaßten Admiral Rickover zu folgender wörtlicher Äußerung: «Everyone is competent in Switzerland; ich verstehe nur

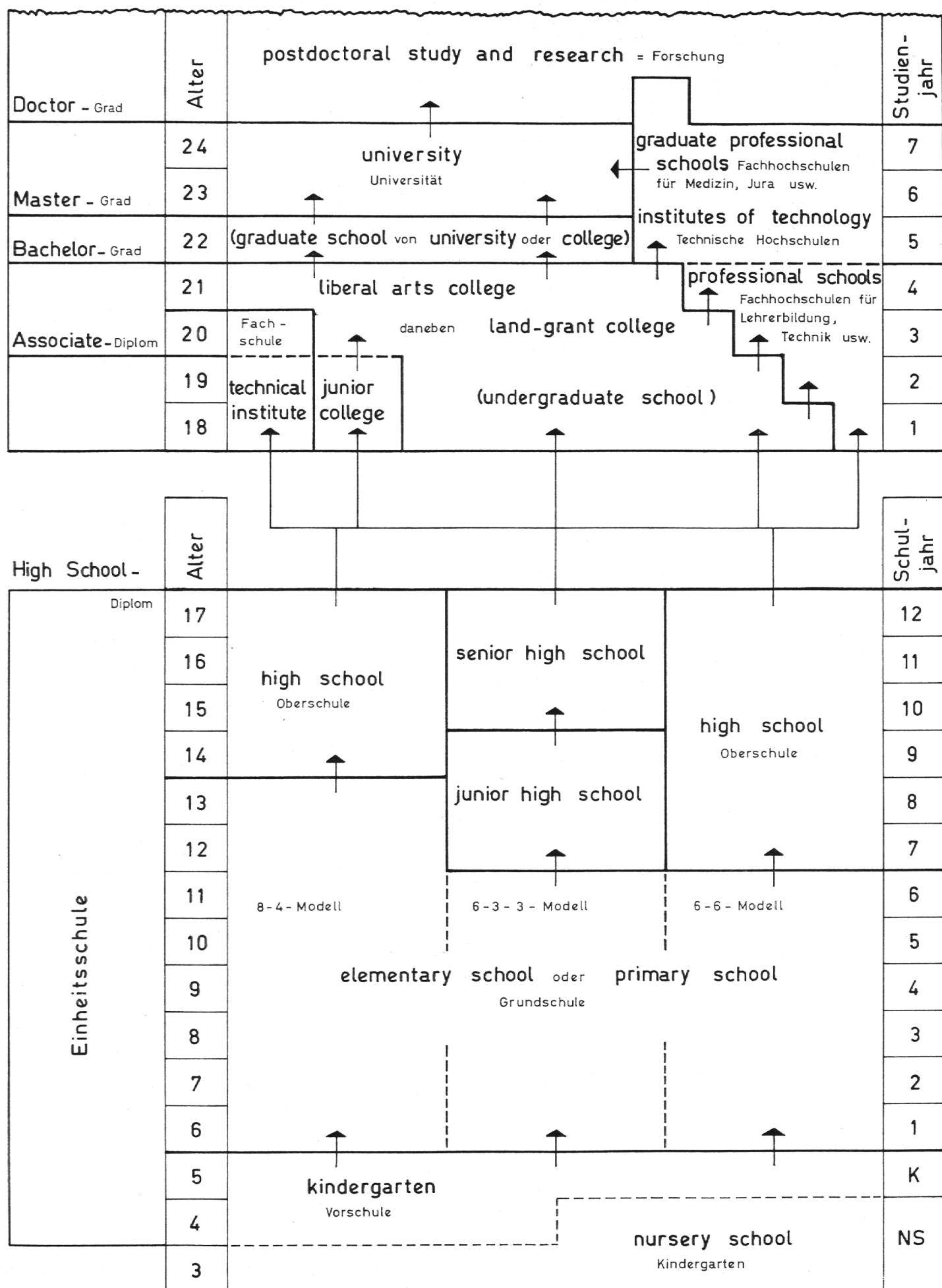
nicht, daß Millionen von Amerikanern das auch sehen und es doch nicht «sehen», nicht merken, wie ganz anders das in Amerika ist, und daraus die Konsequenzen ziehen.»

Rickover glaubt also auch heute, daß seine Kritik an der amerikanischen Schule zu Recht besteht. Und tatsächlich hat in den USA, wie wir bereits bemerkten, eine Reform auf breitester Basis eingesetzt. Fast jedes Heft von «Time» zum Beispiel bringt neue Belege für konkrete Reformbestrebungen. Insbesondere scheint sich die Erkenntnis durchzusetzen, daß die Lehramtskandidaten nicht $\frac{2}{3}$ ihrer Zeit mit «education» vertun sollten, sondern $\frac{2}{3}$ ihrer Zeit in einer soliden fachlichen Ausbildung investieren müßten. Nicht das «Wie» der Stoffdarbietung und die Tests sind das Entscheidende, sondern das «Was», das man wissen und vermitteln soll. Also zuvor das Wissen und Können, erst dann der Streit um die beste «Methode».

Nach diesen beiden Kronzeugen nennen wir noch einen *dritten Kritiker*, den deutschen katholischen Priester Heinz Ludochowski, der Amerikas Erziehung weltanschaulich durchleuchtete in seiner kritischen Studie: «Pädagogik aus Amerika» (Herder, Freiburg 1961). Ludochowski bemerkt einleitend im Vorwort «Ausdrücklich», «daß sich vieles Positive und Wertvolle aus dem Gesamt amerikanischer Pädagogik einer Prüfung und Übernahme empfiehlt» (S. 7). Doch hält er es für seine Pflicht, in der vorliegenden Studie vor allem die negativen Aspekte hervorzuheben. Er tut dies mit scholastischer Gründlichkeit, und meines Erachtens auch mit etwas ungerechter Einseitigkeit.

Richtig aber ist sicher, daß für das pädagogische Debakel weitgehend jener Mann verantwortlich ist, der durch 50 Jahre der Gott der amerikanischen Pädagogen war, John Dewey (1859–1952). Dewey war Pädagoge, Psychologe und Philosoph, seine entscheidenden Jahre verbrachte er als Professor der Pädagogik an der Columbia University (seit 1904). Die Grundidee seiner Pädagogik ist die «progressive education», die in Wirklichkeit nichts anderes ist als eine kontinuierliche Anpassung an die Forderungen des Lebens. Dewey war Atheist und plädierte für eine richtungslose, wir würden sagen grundsatzlose Pädagogik. Dewey ist geistesgeschichtlich der Erbe und extremste Epigone von Rousseau und Pestalozzi, ohne deren unbestreitbare geistige Größe irgendwie zu erreichen. Ihm verdankt Amerika weitgehend seine geistige Ver-

Aufbau des Schulwesens



flachung, die Schule ohne Programm und Plan. Denn nach Dewey hat nicht die Schule das Leben zu formen, sondern das Leben die Schule. – Heute geben sich weite Kreise Amerikas Rechenschaft, daß man mit Dewey weder Sputniks in den Himmel jagt, noch Olympiaden gewinnt und auch nicht Nobel-Preise. Dewey ist heute ein sinkender Stern, aber es orientieren sich wohl noch lange allzu viele an seinem Irrlicht⁹.

III. Konkrete Probleme

Nach dieser kurzen *Skizzierung der geistigen Situation der amerikanischen Schulwelt* möchte ich zu den *einzelnen konkreten Fragen* übergehen und dabei prüfen, ob und wo wir von Amerika etwas lernen können.

1. *Die Gliederung* der amerikanischen Schule. Das schweizerische Schulsystem ist uns allen bekannt:

Auf 5–6 Jahre Primarschule folgen entweder 2–3 Jahre Sekundarschule oder Oberschule, oder dann 6–8 Jahre Gymnasium. Die Universität betritt der angehende Hochschüler im Durchschnitt mit 19–20 Jahren. – In den USA ist dies alles wesentlich verschieden: Zuerst 8 Jahre Grade school, dann 4 Jahre High school, endlich 4 Jahre College, also 8:4:4. Altersmäßig heißt das: 14:18:22¹⁰.

Bereits haben wir gehört, daß rund $\frac{2}{3}$ aller amerikanischen Schüler und Schülerinnen bis zum vollendeten 18. Lebensjahr auf der Schule bleiben, während bei uns nicht mehr als 17% zwischen 15 bis 19 Jahren in der Schule sind. Die übrigen gehen bei uns meistens in eine Lehre, eine Institution, die Amerika kaum kennt. Das ist, wenigstens von uns aus gesehen, ein unbestreitbarer Vorteil der Schweiz, die Grundlage unserer industriellen Leistungsfähigkeit. – Dadurch wird auch erreicht, daß unsere höheren Schulen wirklich anspruchsvolle Schulen sind und es sein dürfen.

⁹ Vgl. auch Dr. P. Bruggisser SMB, New York-Schöneck; John Dewey, der Philosoph der «fortschrittlichen Erziehung» Schweizer Schule 1958/59, S. 649 ff. (Schriftl.)

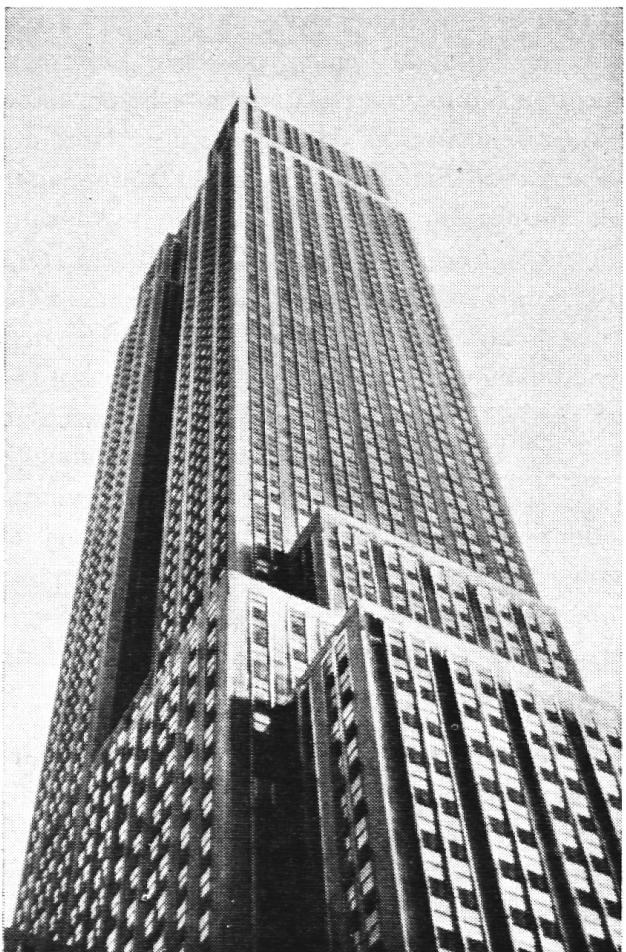
¹⁰ Wir verweisen hier auf den Tagungsbericht von der 50. Jahressammlung der Konferenz schweizerischer Gymnasial-Rektoren in Aarau vom 27. bis 29. Mai 1963, welche sich in mehreren Referaten dem Problem «Quantität oder Qualität?» widmete und eindeutig der Qualität den Vorzug gab («Vaterland», 1. Juni 1963, Nr. 126). – Mit den gleichen Problemen befaßt sich auch der Artikel «Geistige Elitebildung aus dem Christentum» von P. L. Räber, in: «Die Ostschweiz», 17. Juni 1963, Nr. 276, sowie im 124. Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln im Schuljahr 1962/63, S. 98–111.

Es ist meines Erachtens sehr wichtig, daß wir das Gefühl für Qualität, einen gewissen Leistungsstandard im Sinne Rickovers, nicht verlieren. Es ist aber auch kein Zweifel, daß gerade diese Seite des schweizerischen Schulsystems in den kommenden Jahren durch den wesentlich stärkeren Andrang von Schülern aller Milieus und Qualität sehr stark bedroht sein wird. Es dürfte meines Erachtens für die Staatsschule, welche vom Druck der Steuerzahler abhängig ist, sehr schwer sein, sich auf die Dauer den wachsenden Nivellierungstendenzen zu widersetzen. Es ist ja einerseits bestimmt sehr richtig, wenn zahlreiche Progymnasien und Untergymnasien oder Sekundarschulen mit einem progymnasialen Zug den Einstieg in die oberen Klassen des Gymnasiums erleichtern. Aber zugleich muß gebieterisch verlangt werden, daß dies nicht auf Kosten der Qualität geschieht¹¹.

2. *Die Größe* der amerikanischen Schulen. Auch hier wird man zuerst betonen müssen, daß es für die zahlenmäßigen Verhältnisse keine allgemein gültige Formel gibt. Immerhin wird es nicht unrichtig sein, wenn man feststellt, daß die amerikanischen High schools in städtischen und großstädtischen Verhältnissen wesentlich größer sind als unsere Gymnasien. Öffentliche, sogar private High schools und Colleges erreichen sehr bald eine Stärke von 1500 bis 2000 Schülern. High schools mit 3000 Schülern gelten in New York oder Chicago als normal. Ich traf aber in Chicago sogar eine High school mit 6000 Schülern, und im gleichen Gebäude noch ein College von weiteren 3000 Studenten. Gott bewahre uns vor solchen Dimensionen – sie sind bestimmt der Ruin jeder individuellen Führung und jeder heimeligen Atmosphäre. – Aber es hält auch sehr schwer, zu sagen, wie die Amerikaner es anders machen könnten. Die Verhältnisse sind so ganz anders! – Aber schon das ist wertvoll, zu sehen, welchen Problemen sich die kommende Gesellschaft mit ihren bildungshungrigen Massen gegenüber sieht. Irgendwie, wenn auch in kleineren Ausmaßen, wird das auch unser Problem sein.

3. *Der Unterrichtsstoff*. Es dürfte wiederum richtig sein, wenn man im allgemeinen festhält, daß unsere

¹¹ Man vergleiche hierzu die nebenstehende graphische Übersicht. Wir entnehmen sie einem ausgezeichneten Artikel über die amerikanische Erziehung von Thomas Molnar, «USA: Spiegel der Gesellschaft», in der Zeitschrift «Dokumente», Köln, Februar 1962, S. 51–58.



Manhattan, Rockefeller Center: Sinnbild des Reichtums Amerikas und der Rockefeller Foundation.

europeische und insbesondere die schweizerische Schule weit mehr als die amerikanische eine *Lernschule* ist. – Anderseits wird man das amerikanische Life adjustment nicht einfach von oben herab belächeln dürfen. Wir vergessen zu leicht, daß die amerikanischen Lebensbedingungen tatsächlich Probleme stellen, die wir nicht oder doch nur in verminderter Ausmaß kennen. So erscheint es uns sehr unangebracht, daß an der amerikanischen High school Autofahren ein Schulfach ist, freilich Wahlfach, aber von vielen gewählt. Aber anderseits kann man auch die Frage stellen: Ist es unrichtig, daß die jungen Bürger, die morgen samt und sonders mit dem Wagen zur Arbeit und viele von ihnen schon heute mit dem Wagen zur Schule fahren müssen, eben an dieser Schule das sichere, korrekte, menschlich disziplinierte Fahren lernen? Ich sah im Schulhof einer großen modernen High school in Los Angeles eine fahrbare Autoschule, und ich empfand diese Institution dort als sehr angebracht. – Anderseits ist es bestimmt falsch, daß die jungen Amerikaner bis zum 18. Jahr auf der Schulbank sitzen, auch

wenn ihnen die geistig anspruchsvolleren Fächer einfach nichts sagen. So sah ich an der gleichen High school in Los Angeles in einer Englischstunde während einer schriftlichen Prüfung zahlreiche Jungen dasitzen, ohne ein Wort zu schreiben: Sie wußten einfach nichts, denn es interessiert sie nicht! – Erfreulich erscheint anderseits vielen Besuchern die Tatsache, daß die amerikanische Schule sehr stark die Interessen des Schülers durch eigene kleine «Forschungsarbeiten» zu stimulieren versteht. Auf allen Stufen werden die Schüler mit persönlichen Arbeiten beauftragt, wozu sie sich dann in den unglaublich reich ausgestatteten Schulbibliotheken einen ganzen Arm voll Bücher holen und ihn beglückt nach Hause tragen. Dieses Beispiel stellt uns die Frage, ob unsere Schule im allgemeinen nicht zu rezeptiv arbeitet. Begrügen wir Lehrer uns nicht zu oft mit dem Wiederkäuen unserer eigenen Denkprozesse, mit dem «Aufsagen» unserer eigenen Formulierungen? – Verschiedene Schweizer Professoren, die an Colleges und Universitäten der USA unterrichten, versicherten mir, daß der qualifizierte amerikanische Hochschüler selbständiger zu arbeiten versteht. Er erscheint, im Vergleich zum Schweizer, aufgeschlossener für neue Problemstellungen. Insbesondere ist er gewohnt, im Team zu arbeiten, eine seelische Haltung, die unseren Schülern, und auch den Professoren, noch weithin abgeht. Man hat unserer Schule und Hochschule wiederholt vorgeworfen, daß wir introvertierte, egoistische, ehrgeizige Krampfer erziehen und nicht den sozialen, angenehmen Forschertyp, der auch den Sozius im Team zur Geltung kommen läßt.

Diese Haltung macht auch das Verhältnis der amerikanischen Universitätsprofessoren zu ihren Studenten viel humaner; die Professoren geben sich dort weniger den Anschein eines in unerreichbarer Höhe schwebenden Gottes.

4. *Der Lehrermangel.* Das Problem ist in den USA noch akuter als bei uns. Denn der Lehrer ist dort sozial schlechter gestellt. Er beginnt mit 4–5000 Dollar im Jahr (Kaufwert nicht über 10 000 Fr.)¹².

¹² Nach Aussage von Professor U. Bronfenbrenner im Januar 1963 stieg inzwischen der Minimalansatz allgemein auf 6000 Dollar = 12 000 Franken Kaufwert. Dieser rasche Wechsel der Positionen ist ein Beispiel dafür, wie schwer es ist, über Amerika Allgemeinverbindliches auszusagen, da die Verhältnisse dieses Riesenkontinentes auf allen Sektoren unglaublich rasch sich entscheidend wandeln.

Auch College-Professoren kommen selten über 10000 Dollar (20000 Fr.). Die Folge dieser Zustände ist, daß an der Primarschule zirka 80% aller Lehrkräfte dem weiblichen Geschlecht angehören. Insbesondere gilt dies auch von den katholischen Pfarrschulen, die früher fast ausschließlich von Schwestern geführt wurden. Heute freilich sind die Laien bereits auch dort mit einem Viertel vertreten, und für 1970 schätzt man das Verhältnis der Laien zu den Ordensleuten auf 2:1. – In den öffentlichen Diskussionen um das Schulwesen ist die Gehaltsordnung der Lehrer, wie anderswo, in Frage gestellt. Die Strategen dieses Schulkampfes hoffen, durch eine soziale Besserstellung der Lehrer auch ihre Quantität und Qualität zu heben.

5. *Die Schüler und Studenten.* Die amerikanische Jugend macht uns Europäern – auf jeden Fall mir – einen eher weichen Eindruck. Die Jungen – die jungen Damen habe ich etwas weniger genau ins Auge gefaßt – wirken überfüllt, fett, wenig elastisch und frisch. Sicher betreiben die amerikanischen Schüler im allgemeinen weniger Sport als die unsrigen. Ihr Sport ist ein «Schausport» – Fußball und Basketball voran. Die Sportkanonen verfügen über eine unglaubliche Popularität. Der Fußballmatch führender Mannschaften ist ein nationales Ereignis, und die Niederlage der eigenen Schule eine Katastrophe. Es fehlt also die ausgeglichene physische Schulung der breiten Masse. Viele Volksschulen haben keinen Turnunterricht, weil die Turnhalle fehlt oder weil das Turnen Wahlfach ist. Anderswo schreibt der Staat einfach eine gewisse Stundenzahl vor. Man kann aber in *einem* Semester alle Stunden absolvieren und in den kommenden drei Semestern nichts tun! – Man wird dem Amerikaner nicht unrecht tun, wenn man feststellt, daß er physisch unschön ist. Sein Gesicht wirkt flach, unpersönlich, klischehaft, vermaßt, allgemeinverbindlich. Kleidung, Haltung, Sprache – alles ist abgeschliffen, «lazy», im Stil des weichen Polsterstuhls, in welchem man zurückgelehnt liegt, die Füße auf dem Arbeitstisch!¹³ Aber auch hier,

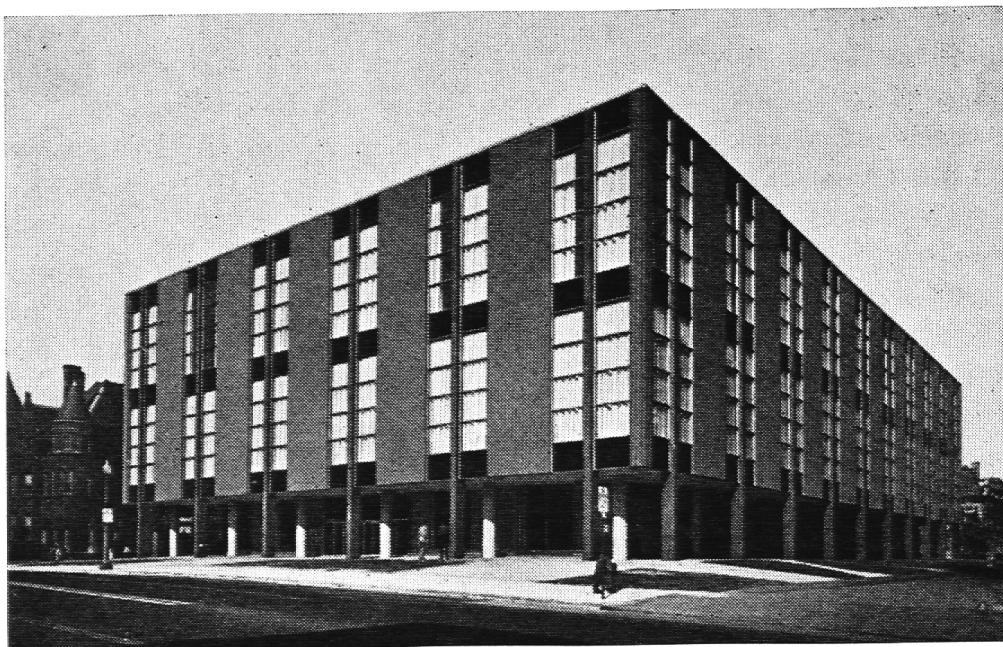
man verallgemeinere nicht schlechthin! In Kalifornien zum Beispiel, mit seinem gesunden Klima, hatte ich wesentlich bessere Eindrücke. Und es ist eine Frage, ob wir alle, im schwulen amerikanischen Klima, nicht sehr bald dieselben Manieren annehmen würden. Wer in den südlichen Staaten mit schweizerischer Gründlichkeit und mit schweizerischem Tempo sein Leben einzurichten sucht, wird sich bald umstellen, oder er reibt sich binnen kurzem auf. – Aber gerne wird man dem Amerikaner ein sehr großes Maß menschlicher Freundlichkeit, Güte, Hilfsbereitschaft zubilligen – alles Eigenschaften, die gerade der Fremdling schätzt und immer wieder schätzen und bewundern lernt. Aber für den Konkurrenzkampf mit dem Osten genügt das leider nicht.

6. *Die Öffentlichkeit und die Schule.* Die amerikanische Öffentlichkeit verfolgt heute mit großer Anteilnahme das schulische Geschehen. Die Zeitungen unterrichten eingehend über die Reformbestrebungen und über die Ergebnisse der überall laufenden Erhebungen. Die parents – teacher-associations werden sehr wichtig genommen. – Und im Budget figuriert die Erziehung mit sehr großen Zahlen. Der Staat Kalifornien verausgabt über 50% seiner Einnahmen für sein staatliches Schulwesen – ein Vorbild, das bis heute nicht alle Schweizer Kantone nachgeahmt haben. Aber vielleicht haben wir es weniger nötig?

7. *Die Universität.* Die amerikanische Universität ist wohl immer ein Compositum von College und University, wobei in vielen Fällen die Zahl der College students die der postgraduate students um ein Mehrfaches übertrifft. Denn die Großzahl der Studenten beschließt die Ausbildung mit einem B.A. nach 4 Jahren College, also im Alter von 22 Jahren. Was dann für die weiteren Hochschulstudien verbleibt, ist wirklich eine Auslese, die an vielen Hochschulen, vor allem den führenden, wie etwa Yale, Harvard, Berkeley usw. das Niveau unserer Universitätsstudenten wesentlich übertrifft. Das

¹³ Diesem wenig schmeichelhaften Eindruck eines Schweizers von der amerikanischen Jugend steht das interessante «Pendant» von den Eindrücken, welche eine Amerikanerin in der Schweiz gewann, gegenüber: Mrs. Bronfenbrenner, welche im vergangenen Winter mit ihrem Gatten in Muri bei Bern wohnte, faßte ihre Eindrücke in folgende Worte zusammen: «Swiss boys look very undeveloped physically, unattractive,

weak – körperlich schlecht entwickelt, ohne Charme, kränlich.» Vielleicht liegt hinter dieser gegensätzlichen Bewertung das allgemeine soziologische Gesetz, daß jede Nation leicht geneigt ist, ihren eigenen Lebenstyp zu verabsolutieren. – Objektiver sind freilich gewisse medizinisch einwandfrei festgestellte Tatsachen: Die amerikanische Jugend hat zum Beispiel um ein Vielfaches mehr Rückgratverkrümmungen als die heutige Jugend Deutschlands!



haben mir alle Universitätsprofessoren bestätigt, so weit ich sie befragen konnte.

Die amerikanische Universität ist aber auch noch in anderer Hinsicht bedeutend mehr Universitas als unsere Hochschulinstitute: Sie ist nämlich ein wundervoller Lebensraum, der durch die Weite der Anlage, die Vielseitigkeit ihrer Institutionen und die praktischen Wohngelegenheiten der Studenten – die dormitories – eben ein geschlossener akademischer Lebensraum ist. Wer das unglaublich weite Campus der führenden großen Universitäten, seien sie Staatsinstitute oder Privatuniversitäten, nie gesehen hat, kann sich nur schwer davon einen richtigen Begriff machen. Alles ist für unsere Verhältnisse unvorstellbar schön und groß. Ich denke hier an Namen wie Harvard, die Washington University in St. Louis, die University of California in Berkeley und Los Angeles, die katholische Notre Dame University in South Bend usw. Unvorstellbar schön sind hier überall vor allem die Bibliotheken, dann aber auch die Gartenanlagen und all die praktischen Einrichtungen, die unseren Studenten so oft fehlen, die Cafeterias, der Swimming pool und die eigene, billige Bude. – In diesen Universitäten lebt der Geist der englischen Colleges weiter, der sich jenseits des Atlantiks zuerst in den privaten Schulen von Neu-England (Massachusetts, New Hampshire usw.) weiterpflanzte und dann allmählich die Universität dieses Landes ganz allgemein prägte. – Hier können unsere kontinentalen Universitäten tatsächlich etwas lernen, und zwar sehr viel!

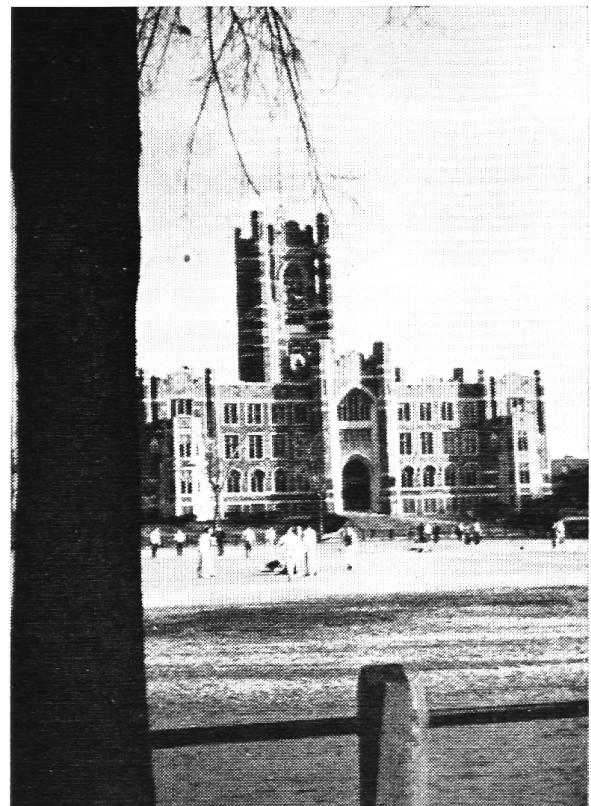
Sehr viel können wir von den Amerikanern vor allem auch lernen in der *Generosität*, mit der sie ihre Schulen unterstützen. Vom Schulbudget der einzelnen Bundesstaaten sprachen wir schon. Sehr viele Schulen aller Gattungen, vor allem auch Colleges und Universitäten, sind aber private Institutionen. Sie leben dauernd von freiwilligen Gaben, soweit nicht der Staat mit Forschungszulagen ihr Budget wesentlich entlastet. Auch davon wenigstens ein konkretes Beispiel. Die private George Washington University in St. Louis (also nicht die Saint Louis University der Jesuiten) hat ein Jahresbudget (bei 14000 Studenten) von zirka 20 Millionen Dollar. Davon kommen 8 aus der Staatskasse, als Forschungsförderung, die restlichen 12 müssen jedes Jahr zusammengebettelt werden. Jede große Privatschule hat einen eigenen Director for public relations, der dauernd auf der Straße ist, sofern er nicht abends bei einem Dinner den Sitzplatz für 1000 Dollar anbietet. – Wer glaubt, daß bei uns viel und zu viel gebettelt wird, gehe nach den USA. Dort kann er auf diesem Gebiet noch sehr viel lernen. Ich sah in Chicago die Sammelzentrale einer Missionsgesellschaft, der SVD. Sie arbeitet mit 50 Angestellten und einem ganzen Saal elektronischer Maschinen, in einem Hochhaus von Chicago, im innersten Zentrum der Stadt, im besten Geschäftsviertel.

8. *Die katholische Privatschule.* Einer KIPA-Meldung vom 19. September 1962 entnehme ich folgende Zahlen: Nahezu 6 Millionen Schüler, Schülerinnen, Studenten und Studentinnen werden nach einer

Übersicht der Schulabteilung der amerikanischen Bischofskonferenz (NCWC, welche immer noch oft mit der Caritasabteilung NCWC-Relief Services verwechselt wird) im neuen Schuljahr die katholischen Schulen und Hochschulen der Vereinigten Staaten besuchen. Insgesamt handelt es sich um 13000 Erziehungsanstalten. In Wirklichkeit ist die Zahl der katholischen Kinder und jungen Leute, welche sie besuchen möchten, im Durchschnitt doppelt so groß als die Zahl derer, die zugelassen werden können, weil nicht genügend Räumlichkeiten verfügbar sind. Die Elementarschulen werden im neuen Schuljahr von rund 4,5 Millionen Kindern, die Mittelschulen von über einer Million Kindern und die Colleges und Universitäten von 355.000 Studenten und Studentinnen besucht werden. Seit 1945 hat sich die Schülerzahl im katholischen Erziehungswesen des Landes mehr als verdoppelt. Im vergangenen Schuljahr betrug die Gesamtzahl 5709119. Dieses Jahr werden es 5917000 sein.

Dieser Bericht stimmt durchaus mit dem überein, was ich mir in den Staaten selber notiert und gesammelt hatte: Einer Statistik des «New York Herald Tribune» vom Mai 1961 ist zu entnehmen, daß 1960 sich in den Staatsschulen der USA insgesamt 36,3 Millionen Schüler (von der Kinderschule bis zur Universität) befanden. In den katholischen Privatschulen zusätzlich weitere 5,3 Millionen. Jeder 8. amerikanische Schüler besucht somit eine katholische Privatschule. Da die katholische Bevölkerung heute genau einen Viertel der Gesamtbevölkerung ausmacht, ergibt sich, daß $\frac{1}{2}$ aller amerikanischen katholischen Schüler an eine katholische Privatschule gehen. Der blühende amerikanische Katholizismus ist ohne jeden Zweifel die Frucht dieses unglaublich blühenden konfessionellen Schulwesens, das sich auch qualitativ an die Spitze stellt, dies letztere freilich erst auf der Stufe der Grade school und High school, noch nicht im College und an der University¹⁴.

¹⁴ Nach Aussage eines amerikanischen Pädagogen, dem ich den Willen zur Objektivität nicht abstreiten möchte, ist auch die Qualität der unteren Stufen der katholischen Privatschulen umstritten. Es wird behauptet, daß die Absolventen dieser Schulen im Wettkampf um die Stipendien und um den Zutritt zu den besten Hochschulen des Landes zum Teil weniger gut abschneiden als die nichtkatholischen Bewerber. Viele katholische Schulen öffnen sich angeblich zu wenig der Spiritualität des Landes, in welchem sie leben, das heißt, sie leben



Fordham University (S.J.), New York, Collegegebäude.

Natürlich geht das alles nicht gratis. Die amerikanischen Katholiken opfern pro Kopf ihrer Bevölkerung 37 Dollar für ihr privates Schulwesen, zusammen im Jahr 2,3 Milliarden Dollar. Auf die schweizerischen Proportionen umgerechnet ergibt dies pro Kopf der Bevölkerung zirka Fr. 80.– im Kaufwert, insgesamt zirka 200 Millionen pro Jahr. Hier haben wir also auch noch einiges zu lernen!

IV. Versuch einer gerechten Wertung

Soll ich meine schulischen Erfahrungen und Erkenntnisse in wenige Worte zusammenfassen, dann möchte ich ungefähr folgendes sagen:

1. Die «Amerikanisierung Europas» wird auf technisch-civilisatorischem Gebiet unaufhaltsam weitergehen,

in einem katholischen Ghetto – eine Aussage, die für die amerikanischen Priesterseminarien auf jeden Fall weithin zu Recht besteht. Vieles aber erklärt sich auch aus der Tatsache, daß die arme katholische Einwandererbevölkerung (Irland, Italien, Polen) bis in die jüngste Vergangenheit auch sozial zur untersten Schicht zählte und darum nur sehr wenig an den Aufstiegsmöglichkeiten der Kinder geborener Schichten partizipierte. Heute ist freilich alles im Fluß, und einzelne katholische Universitäten, vor allem Notre Dame (Holy Cross-Fathers) und Fordham in New York (S.J.), sind auf dem Sprung, in die erste Klasse aufzusteigen.

und dies wohl rascher, als wir annehmen. Das ist unvermeidbar. Vermeidbar aber muß es sein, damit auch alle Tara der amerikanischen Zivilisation zu übernehmen.

2. Unsere Lebensbedingungen von morgen werden für die Schweiz sehr wahrscheinlich härter sein als heute. Darum muß auch unsere Schule eine *anspruchsvolle Schule* sein und bleiben. – Nur die *harte* Schule ist ein wirklicher Diener des Schülers: Wehren wir also zur Zeit allen Aufweichungsprozessen!

3. *Schule und Weltanschauung* haben etwas miteinander zu tun. Die sogenannte «neutrale» Schule ist eine verwässerte Schule. Tun wir alles, unsere weltanschaulichen Positionen gerade auf dem schulischen Sektor zu verteidigen, zu stützen und auszubauen.

4. *Wir können von den USA in mancher Hinsicht manches lernen*, vor allem auf dem Gebiet der Organisationen, gewisser technischer Lehr- und Lernmethoden, für unsere Museen und Bibliotheken usw. – Aber wir haben einstweilen von den USA keinen wesentlichen kulturellen Beitrag zu erwarten. Europa ist geistig noch immer unvergleichlich reicher als die USA. Unser europäisches Erbe darf zwar keinen absoluten Bildungsanspruch erheben, aber wir dürfen und sollen für uns selber gebildete *Europäer* bleiben. Gerade durch dieses Erbe haben wir dem westlichen Bruder etwas zu geben, viel zu geben, und er ist heute bereit, dieses Geschenk zu würdigen. Unsere Schicksalsgemeinschaft wird mit jedem Jahre enger und unlöslicher.

5. *Beneiden wir nicht die USA um gewisse zivilisatorische Errungenschaften:* Autos, Kühlschränke, Waschmaschinen, Highways, Wolkenkratzer usw. – Was dort eine unbedingte Lebensnotwendigkeit ist, ist hier oft überflüssiger Luxus. Aber aufs Ganze gesehen ist unser tägliches Leben viel humaner, bequemer, funktionell gesünder und vernünftiger.

6. *Unser schweizerisches Schulwesen ist nicht vollkommen*, aber es ist in seiner Vielgestaltigkeit doch schon weit besser unseren Lebensbedürfnissen angepaßt als die Schulformen der USA den Bedürfnissen des eigenen Landes. – Aber hüten wir uns, mit unfreundlicher Überheblichkeit auf die «Amerikaner» herabzuschauen. Sie haben nun einmal 2000 Jahre Tradition weniger auf dem Buckel. Das ist ein Faktum, das sich nicht bestreiten läßt. Aber es ist nicht ihre Schuld und nicht unser Verdienst. Zugleich aber ist

diese Jugend auch noch eine *vitale Hoffnung* – und hierin haben uns die Amerikaner vielleicht doch vieles voraus.

Ich ging nach Amerika als Europäer, und kam zurück als Europäer, aber ich bin gerade als Europäer bereichert um eine neue Dimension – und dafür danke ich Amerika!

Zwei brennende Probleme der amerikanischen Schule

Dr. Hans Tänzer, Wien *

a) Die Begabtenförderung

Wenn auch von den Verfechtern der Einheitsschule argumentiert wird, daß durch die Freifächer genügend Möglichkeiten auch für besonders begabte Schüler gegeben sind und daß solche Schüler immer auch Gelegenheiten zur Ausbildung und Anwendung ihrer besonderen Talente außerhalb der Schule finden, so meinen andere Pädagogen, daß für die *Begabtenförderung* doch mehr getan werden müßte. Über die Durchführungsmöglichkeiten sind die Ansichten allerdings verschieden; während an manchen Anstalten (zum Beispiel an katholischen Privatschulen in San Francisco) Versuche mit zwei bis drei Fähigkeits- und Leistungsgruppen (ability groups) innerhalb derselben Klasse gemacht werden, hat man in anderen Bundesstaaten, zum Beispiel an 178 Schulen von Wisconsin, eigene Fortgeschrittenenklassen (advanced classes) eingerichtet, wobei an acht dieser Schulen besonders begabte Schüler auch einen Jahrgang überspringen können. Andere Stellen, zum Beispiel die Lehrerbildungsabteilung der Universität von Michigan, empfehlen eine beschränkte Studienverkürzung (moderate acceleration), so daß begabte Schüler bereits im Alter von 16 bis 17 Jahren an die Hochschule kommen können, wenden sich aber gegen gesonderte

* Aus «Pädagogische Mitteilungen» 1958, Heft 12.

Fortsetzung siehe Seite 397